

**CARLTON MELLICK III**

**DIE KANNIBALEN VON**

**CANDYLAND**

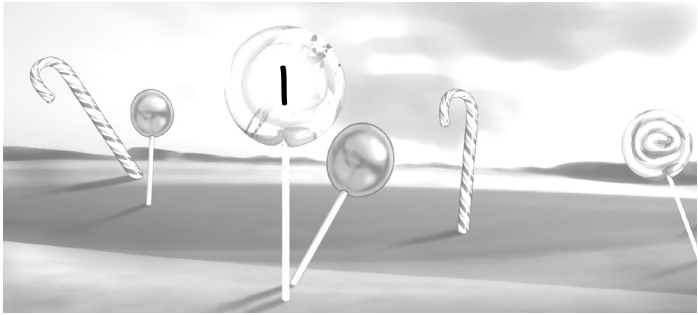
Aus dem Amerikanischen  
von Michael Plogmann

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe  
*The Cannibals of Candyland*  
erschien 2009 im Verlag Eraserhead Press.  
Copyright © 2009 by Carlton Mellick III

© dieser Ausgabe 2010 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Ed Mironiuk  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-095-1



Franklin hasst Kinder, er liebt Tiere, und er hat eine Todesangst vor den Zuckermenschen.

Außerdem hasst er: Bus fahren; mit Menschen telefonieren; mit Menschen von Angesicht zu Angesicht reden; tanzen; sich die Haare schneiden lassen; die gegenwärtige Politik; den Lärm von Staubsaugern; die angesagte Männermode; angestarrt werden; Geschenke bekommen; für einen Chef zu arbeiten; chinesisches Essen; und seine beiden Frauen.

Er liebt: durch die Stadt spazieren; im Zoogeschäft mit den kleinen Hündchen spielen; Geschichtsbücher lesen; Mozart und Death Metal hören; das Geräusch von Herbstlaub, das im Wind raschelt; Sandwiches zubereiten; über Bücher reden; Ballons aufblasen; historische Politik; älter werden; Geschenke machen; vor sich allein hinarbeiten; Schach; koreanisches Essen; und rote Kleidung tragen.

Er fürchtet: so ziemlich alles.

Rot ist seine Lieblingsfarbe. All seine Klamotten sind rot. Ihm gefällt vor allem ein ganz besonderer roter Farbton, den er apfelrot nennt. Das ist ein helles Rot mit einem Stich Orange.

Seine Frauen sagen immer: »Deine Klamotten sind viel zu orange, um apfelrot zu sein.«

Er antwortet dann immer: »Als ich ein Junge war, stand im Vorgarten meiner Eltern ein Apfelbaum, dessen Früchte genau diese Farbe hatten.«

Seine Frauen schütteln immer nur den Kopf über ihn.



Franklin spaziert in seinem apfelroten Anzug die Straße entlang, trägt rote Handschuhe, eine rote Baseballmütze und hält einen roten Regenschirm über seinen Kopf. Er grüßt formvollendet jede Person, die ihm entgegenkommt. Die Menschen in seinem Viertel haben sich längst an seine auffällige Erscheinung gewöhnt, aber wenn er durch einen anderen Teil der Stadt geht, spürt er jedes Mal, wie er angestarrt wird. Er befindet sich hier in einem verrufenen Teil des Chinesenviertels, und das ist kein Ort, an dem man auffallen möchte. Ein paar Leute, die für Franklin aussehen, als gehörten sie zu den Triaden, beäugen ihn vom Eingang eines asiatischen Stripclubs auf der anderen Straßenseite aus. Wäre der Regen nicht, würden sie ihn sich wahrscheinlich vorknöpfen. Franklin ist schon zweimal zusammengeschlagen worden, nur weil er seinen roten Anzug trug. Einmal von Skinheads, die ihn für einen Schwulen hielten. Das andere Mal von chinesischen Drogendealern, denen seine Aufmachung nicht passte. Außerdem hatte er es gewagt, über ihren Bürgersteig zu gehen, ohne ihre Drogen zu kaufen.

Er klappt den Regenschirm zu und betritt eine Pfandleihe. Jake, der fette Ladenbesitzer mit dem schiefen Mund, starrt Franklin mit glasigen Augen entgegen, als er zum Tresen kommt. Sie nicken sich gegenseitig zu.

»Nach hinten«, sagt Jake.

Franklin wischt sich Wasser aus dem winzigen Bärtchen unter seiner Unterlippe und geht um den Tresen herum ins Hinterzimmer. Ein Raum voller Kartons, kaputter Küchenmaschinen, einer Vitrine mit Schwertern und einer stark strapazierten Sexpuppe mit Judy-Jetson-Frisur.

»Adam hat echt nich' gelogen, als er gesagt hat, ich würd' Sie erkennen«, sagt Jake und flattert mit den Armen, um seine gelbfleckigen Achselhöhlen auszulüften. »Der Anzug ist wirklich einmalig.«

Das war nicht als Kompliment gemeint, aber Franklin lächelt, als sei es eines. »Ich lasse meine Anzüge alle in Argentinien schneiden.«

»Jedem das Seine.« Jake nimmt ein Bier aus einem Mini-Kühlschrank und setzt sich in einen Gummisessel. Er bietet Franklin keinen Platz an. »Manche Leute schmeißen ihr Geld für Stripper raus. Andere für tuntige Klamotten.«

Franklin räuspert sich. Er versteckt seine Hände in den Taschen.

»Nun, sehen wir mal, was ich für Sie habe.« Jake öffnet das Gehäuse eines kaputten Videorekorders und holt eine in ein weißes Tuch gewickelte Pistole heraus. Er schlägt den Stoff zurück und hält Franklin die Waffe hin.

Franklins linke Hand schließt sich um den kalten Stahllauf und hebt sie hoch wie ein Beil. Dann drückt er sie in seine rechte Hand.

»Und, wie fühlt sich das an?«, fragt Jake.

Franklin nickt und reibt mit den Fingern daran.

»Das ist eine Walther PPK«, sagt Jake.

»Benutzte Adolf Hitler nicht auch eine Walther PPK?«

»Wo haben Sie denn das her?«

»Ich interessiere mich nun mal für Geschichte.« Franklin lächelt und reicht die Waffe zurück.

»Sie wollen sie also nicht haben?«

»Nein, danke«, sagt Franklin. »Ich habe kein Interesse an einer Nazi-Pistole.«

»Das ist eine weit verbreitete Waffe«, sagt Jake. »Nicht nur bei den Nazis. James Bond hatte auch eine Walther PPK. Mögen Sie James Bond nicht?«

»Meine Großmutter war im Konzentrationslager.«

»Das war die Familie meiner Frau auch. Na und?«

Franklin schüttelt den Kopf.

»Hat sich Adolf Hitler nicht mit seiner Walther PPK erschossen? Betrachten Sie es einfach als die Waffe, die Adolf Hitler getötet hat.«

»Haben Sie nichts, was nicht so uralt ist? Irgendwas Neueres?«

»Ich verkaufe nur Klassiker. Adam sagte, Sie wären ein Sammler. Ich verkaufe nur Sammlerstücke, nichts anderes. Auf keinen Fall.«

»Ich bin Sammler.«

»Ich tue der Allgemeinheit nur einen Gefallen. Seit diese verweichlichte, liberale Regierung uns den zweiten Verfassungszusatz beschnitten hat, müssen wir Sammler uns verstecken. Ich verkaufe keine Waffen an Kleinkriminelle oder an rachsüchtige Ehemänner, die ihre untreuen Frauen umbringen wollen.«

»Sie verkaufen doch auch Patronen, oder?«

»Natürlich tue ich das.«

»Na gut, wie viel?«

»Hören Sie mal, ich bin mir gar nicht mehr sicher, ob ich Ihnen die Waffe noch verkaufen will. Sie sehen mir aus wie jemand, der seine beschissene Frau umbringen will.«

»Wieso sehe ich aus wie jemand, der seine Frau umbringen will?«

»Sie sehen aus wie jemand, dem ständig Hörner aufgesetzt werden.«

»Ich will meine Frau nicht umbringen«, erwidert Franklin. »Die ist zum Schutz. Ich bin vielleicht kein Sammler, aber ich brauche so etwas.«

Jake sieht ihn durchdringend an. »Sehen Sie mir in die Augen.«

Franklin sieht ihm in die Augen.

»Ich erkenne, ob ein Scheißkerl mich belügt, wenn ich ihm in die Augen sehe.« Jake schnäuzt sich zwischen die Finger und rückt näher. »Und jetzt sagen Sie mir noch mal, wofür Sie die Waffe brauchen.«

»Zum Schutz.«

»Blödsinn! Wen wollen Sie damit umbringen? Ihre Frau?«

»Nicht meine Frau.«

Jake lehnt sich zurück und kratzt sich im Nacken, wobei er drahtiges graues Achselhaar zur Schau stellt. »Na gut. Nehmen wir mal an, ich glaube Ihnen. Wenn nicht Ihre Frau, wen dann? Den Typ, der sie nagelt? Ihren Boss? Jemanden, der Ihnen Geld schuldet?«

»Nein«, sagt Franklin. »Ich würde nie ein menschliches Wesen töten.«

»Sie sind doch nicht ... Sie sind keiner von diesen Zuckermenschenjägern, oder?«

Franklin weicht dem Blick des fetten Mannes aus. Nur für einen Sekundenbruchteil, aber der fette Mann hat es bemerkt.

»Sie sind wirklich einer von denen?«

Franklin tätschelt etwas Pelziges in seiner Tasche. »Na und?«

»Sie glauben also auch an die Zuckermenschen?«

»Ja ... Sie etwa auch?«

»Ich habe schon richtig schräge Sachen erlebt«, sagt Jake. »Aber ich habe noch nie irgendwelche verdammten Zuckermenschen gesehen. Der überwiegende Teil

von mir denkt, dass das alles verdammter Blödsinn ist, aber ein kleiner Teil von mir ist sich da nicht so sicher.« Er reißt eine weitere Bierdose auf. »'ne Menge Leute kommen zu mir und wollen eine Waffe, um ihre Kinder vor den Zuckermenschen zu schützen. Sie behaupten, sie hätten die wirklich aus der Nähe gesehen. Ich habe ihnen in die Augen geblickt und nicht einer von denen hat mich angelogen. Ich habe nicht die geringste Ahnung, ob sie wirklich existieren oder nicht. Aber ich habe eine Menge Leute getroffen, die davon überzeugt sind, dass es sie gibt.«

»Es gibt sie ganz sicher«, sagt Franklin und beugt sich zu Jake vor. »Ich garantiere es Ihnen. Es gibt sie. Und ich werde sie alle töten, einen nach dem anderen.«

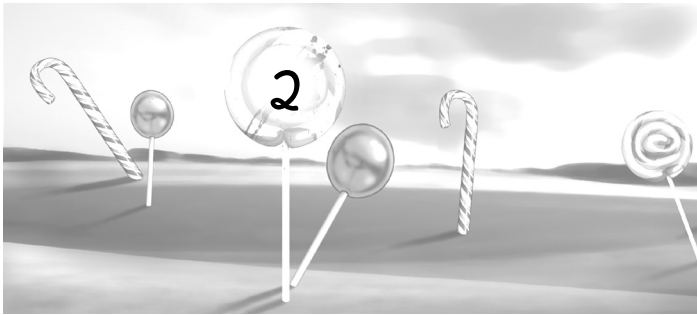
Jake starrt ihn ein paar Minuten lang an und schnaubt. Dann holt er drei Schachteln mit Patronen aus dem Videorekorder.

»In dem Fall sollten Sie einen guten Rat von mir annehmen. Schießen Sie nur aus nächster Nähe auf sie. Es wird Ihnen hiermit nur aus kurzer Distanz gelingen, die harte Bonbonpanzerung zu durchschlagen, ansonsten brauchen Sie eine größere Waffe.«

Franklin nickt und reicht ihm einen Umschlag. Während Jake das Geld zählt, sieht sich Franklin die Schwerter in der Glasvitrine an und eines erregt seine Aufmerksamkeit. Es ist leuchtend rot, fast schon apfelrot.

Er dreht sich zu dem fetten Mann um und fragt: »Was soll der rote Stockdegen kosten?«





Franklin ist nach Franklin Pierce benannt, dem vierzehnten Präsidenten der Vereinigten Staaten. Franklin Pierce gilt als einer der schlechtesten amerikanischen Präsidenten, weil er in den Jahren vor dem Bürgerkrieg nichts gegen die wachsenden Spannungen zwischen den Nord- und Südstaaten unternommen hat. Er war einfach kein starker Führer. Er war zu dieser Zeit die falsche Person an der Spitze des Landes.

In seiner Jugend hat sich Franklin immer gefragt, warum seine Eltern ihn nach dem schlechtesten Präsidenten der amerikanischen Geschichte benannt haben, aber sie wollten ihm den Grund nicht verraten. Er hat sich mit dem Präsidenten beschäftigt und versucht, ihn in einem guten Licht zu sehen, weil er einen Grund finden wollte, warum gerade dieser Mann sein Namenspatron ist. Franklin Pierce war attraktiv, jung, ein guter Redner, wurde von allen gemocht und gewann die Wahl in einem Erdrutschsieg. Er erreichte auch einiges auf dem Gebiet der Außenpolitik. Bedauerlicherweise war er aber seiner Aufgabe als Präsident nicht gewachsen.

Nachdem er mehr über den Präsidenten gelesen hatte, begann der Mann Franklin leidzutun. Nicht nur, dass er als schlechtester Präsident in die Geschichte einging. Sein Leben verlief auch ungemein tragisch. Zwei seiner

Kinder starben an Krankheiten, als sie noch sehr klein waren. Und dann, zwei Monate bevor Pierce sein Amt antrat, starb sein dritter und letzter Sohn bei einem Zugunglück. Jane Pierce, die Frau des Präsidenten, machte die politischen Ambitionen ihres Mannes für den Tod ihres Sohnes verantwortlich. Während ihrer Zeit im Weißen Haus litt sie an fortschreitender geistiger Zerrüttung. Sie verbrachte die meiste Zeit ganz allein, eingeschlossen in ihrem Zimmer, und schrieb Briefe an ihren toten Sohn. Im Lauf seiner Präsidentschaft ließ ihn seine Frau im Stich, seine Partei wandte sich von ihm ab, und sogar sein Vizepräsident starb nach fünfundvierzig Tagen im Amt und wurde nie ersetzt. Schließlich wurde Franklin Pierce zum Alkoholiker. Wahrscheinlich überfuhr und tötete er eine alte Frau, als er eines Nachts betrunken seine Kutsche lenkte. Es wird auch gemunkelt, dass er sich zu Tode trank, nachdem seine Frau an Tuberkulose starb.

Franklin fragt sich noch immer, warum seine Eltern ihn nach diesem Mann benannt haben. Er überlegt, ob der Grund vielleicht darin liegt, dass Pierce in der Geschichte eine so bemitleidenswerte, tragische Figur abgab. Vielleicht war Franklin kein Wunschkind gewesen und hatte all ihre Wünsche und Träume über den Haufen geworfen. Oder vielleicht wollten sie ihn unbedingt nach einem Präsidenten benennen und hatten sich einfach den ausgesucht, der am besten aussah, ohne sich weiter mit der Lebensgeschichte des Mannes zu beschäftigen.



Er hat seinen Schirm unter den Arm geklemmt, sein roter Spazierstock (in dessen Innerem sich ein Schwert verbirgt) tappt im Gleichklang mit seinen Schritten auf das Pflaster, während er den Inhalt einer seiner Taschen streichelt. So spaziert er durch die nassen Straßen der Altstadt nach Hause. Unterwegs begegnet er einer Gruppe von vier Kindern, die auf der Straße Dosenhockey spielen. Dosenhockey ist so ähnlich wie normales Hockey, nur dass eine plattgedrückte Bierdose als Puck dient, man statt des Hockeyschlägers die Beine benutzt und Kreidemarkierungen auf der Straße als Tor dienen. Es gibt dabei keine Schlittschuhe oder Helme. Es ist ein Spiel, das Franklin früher als Kind mit seinen Geschwistern spielte, bevor sie grausam ermordet wurden.

Die Jungen sind Franklins Nachbarn. Er sieht sie immerzu auf der Straße spielen, zu jeder Uhrzeit, selbst noch nachts um drei. Er versucht, sie nicht zu beachten, als er an ihnen vorbeikommt, aber sie unterbrechen ihr Spiel, als sie ihn in seinem leuchtendroten Anzug sehen und rennen hinter ihm her. Ihre Beine scheinen zu kurz für ihre Körper, selbst für Kinder. Franklin ist das schon früher aufgefallen. Es scheint, als hätten die meisten Kinder in ihrem Alter diesen genetischen Defekt. Obwohl in den Nachrichten nie darüber berichtet wird, geht Franklin davon aus, dass es etwas mit den Medikamenten zu tun hat, zu denen die Ärzte heutzutage den schwangeren Müttern raten, damit sich die Föten besser entwickeln.

»Zeig es mir«, ruft einer der Jungen zu Franklin hinüber. Der mit der Hornbrille.

»Nicht heute«, sagt Franklin.

»Ach, komm schon«, sagt der Kleine.

Der Kleine ist der Nette. Er heißt Jimmy. Der Rotzlöffel mit der Hornbrille heißt Troy. Franklin weiß nicht, wie die beiden anderen heißen.

»Du sollst ihn uns zeigen, Scheißer«, sagt Troy.

Franklin geht weiter.

»Nur ganz kurz, du Weichei«, fordert Troy. »Oder soll ich die Polizei rufen und denen erzählen, dass du versucht hast, mir an die Nudel zu fassen?«

Troy droht immer damit, die Polizei zu rufen und Franklin des Kindesmissbrauchs zu beschuldigen, wenn der nicht tut, was er will. Deswegen kauft Franklin dem Jungen oft teure Spielsachen oder leiht für ihn Horrorfilme aus, die für Jugendliche nicht freigegeben sind. Er weiß nicht, was er sonst tun soll.

Jimmy zerrt an Franklins rotem Mantel.

»Ich will es nur einmal streicheln. Nur ganz kurz.«

Franklin atmet genervt aus.

»Schön. Aber nur ganz kurz.«

Er öffnet seinen Mantel und ein kleines Kätzchen steckt den Kopf aus der Innentasche. Sein Fell ist rot, weiß und grün. Bonbonfarben.

Jimmys Augen strahlen. Als er den Finger nach dem Fell des Kätzchens ausstreckt, schiebt es ihn mit einem Lecken seiner rauen Zunge weg. Die Katze ist gar nicht wirklich ein Kätzchen. Sie ist eine Zwergkatze. Sie ist eine voll ausgewachsene, fünf Jahre alte Katze im Körper eines pummeligen kleinen Katzenbabys mit rundem Gesicht, wuscheligem Fell und einem piepsigen, hellen Stimmchen.

»Sie heißt Crabcake.«

Jimmy tätschelt Crabcake den Kopf und sie schließt die Augen und grinst ihn an. Ein Kätzchen-Lächeln.

»Sie ist niedlich!«, sagt Jimmy.

Troy zieht eine Softairpistole aus seinem orange-farbenen Naruto-Rucksack und lädt sie durch.

»Bleib so stehen, Jimmy«, sagt er. »Ich schieße sie ihm aus der Hand.«

Franklin versteckt Crabcake in seinem Mantel.

»Du beschissener Psychopath«, sagt Franklin zu dem Jungen und hastet davon.

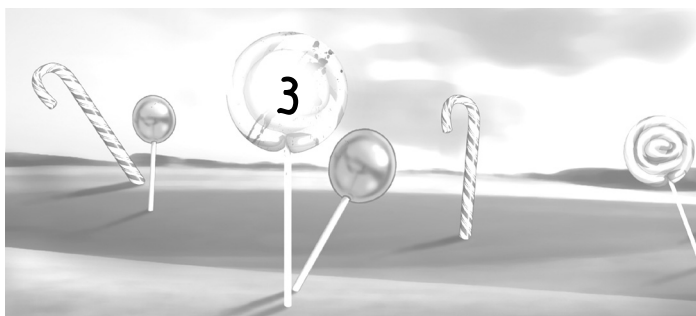
Der Junge wird wütend. »Halt! Ich habe dir nicht erlaubt, wegzugehen!«

Franklin beschleunigt seinen Schritt und hält Crabcake in seiner Tasche fest.

»Scheiß Schwuli!«, brüllt Troy. »Renn doch weg, du Schwuli!«

Troy schießt mit der Softairpistole auf Franklins Rücken. Obwohl das Geschoss von seinem Sakko abprallt, tut es weh genug, dass er leise aufschreit. Abgesehen von Jimmy lachen die Jungen alle. Sie rennen hinter ihm her und schießen abwechselnd mit der Pistole auf seinen Rücken, bis er im Innern seines Apartmenthauses verschwunden ist.

Troy ist der Grund, warum Franklin Kinder hasst.



Franklin lebt in einer winzigen Einzimmerwohnung in der Altstadt zusammen mit zwei Frauen, die ihn hassen: Seine Frau und die Mutter seiner Frau. Er redet von ihnen als von seinen Frauen, weil es ihm immer so vorkommt, als hätte er zwei Frauen, wenn sie beide da sind. Seine Frau, Sarah, wirkt älter als sie ist. Ihre Mutter, Susan, wirkt jünger als sie ist. Sie könnten fast Zwillinge sein. Er schläft mit keiner von beiden. Er versucht, mit ihnen nichts zu tun zu haben. Sie wollen von ihm nichts als sein Geld, und das ist ihnen nie genug.

Als er die Wohnung betritt, treiben Sarah und Susan es gerade mit einem anderen Mann. Sie schlafen regelmäßig mit fremden Männern, aber für gewöhnlich sind sie etwas diskreter, als es wie die Wilden auf dem Läufer im Flur zu tun. Sie teilen sich auch regelmäßig den gleichen Lover, aber für gewöhnlich vögeln sie ihn nicht zur gleichen Zeit.

Franklin vermutet, dass sie es darauf angelegt haben, dass er sie dabei überrascht, deswegen versucht er, so zu tun, als sei es das Normalste auf der Welt. Er steigt über die zuckenden Leiber hinweg und geht durch das Zimmer zu seinem Kabuff. Abgesehen vom Badezimmer ist sein Kabuff der einzig private Raum in der Wohnung. Es ist ein Würfel, den er sich selbst aus Sperrholzplatten

zusammengezimmert hat. Statt einem Dach und einer Tür benutzt er Decken, damit seine Frauen nicht sehen können, was er da treibt. Um nichts von außen mitzubekommen, hört er sich Death Metal über seine Kopfhörer an. Zuerst nur, weil es die lauteste Musik war, die ihm einfiel, aber mittlerweile gefällt ihm das sogar. Sein Kabuff ist das Höchste an Privatsphäre, was unter diesen Umständen erreichbar ist. Seine Frauen belästigen ihn nicht, wenn er in seinem Kabuff ist, solange er sich daran hält, sie im Rest der Wohnung nicht zu behelligen.

Franklin klappt einen Aluminiumstuhl auseinander und setzt sich an seinen kleinen Grundschulschreibtisch. Er schaltet die Leselampe an der Wand an und zieht sein billiges Laptop aus einem kleinen Fach. Sobald das Betriebssystem hochgefahren ist, stöpselt er die Kopfhörer ein und hört sich einige *Human Remains*-MP3s an, um die Sexgeräusche zu übertönen. Er dreht die Lautstärke so weit wie nur möglich auf, aber er hört trotzdem noch Sarahs lautstarkes Lustgeschrei, als versuche sie mit aller Kraft, die Musik zu übertönen.

Sein Drahtlosnetzwerk findet im Augenblick kein ungeichertes Netzwerk, deswegen kann er nicht ins Internet. Das ärgert ihn, weil es in den letzten Tagen besonders viele Zuckermenschen-Sichtungen gegeben hat, denen er nachgehen will. Oder wenn schon nicht das, dann will er zumindest nachsehen, ob es Kommentare dazu in den Foren gibt.

Er stößt pfeifend den Atem aus und sieht sich das Chaos aus Notizen und Karten an den Holzwänden seines Kabuffs an. Er hat sein ganzes Leben der Aufgabe gewidmet, die Zuckermenschen aufzuspüren. Seit er die Schule abgebrochen hat, war das seine wichtigste Antriebsfeder. Er hat noch andere Beschäftigungen, wie das Lesen historischer Biografien und die Erfindung neuer

Sandwichrezepte, aber der Beweis der Existenz der Zuckermenschen ist das Einzige, was ihm wirklich wichtig ist.

Crabcake wacht auf und klettert aus dem Mantel. Sie gähnt mit einem langgezogenen Miau, dann kriecht sie auf seinen Schoß und schläft da weiter. Mit der freien Hand streichelt er ihr den Bauch.

Franklin hat für die Suche nach den Zuckermenschen vieles aufgegeben. Er hat die Schule abgebrochen, um Zuckermenschen zu jagen. Er hat mehrere Anstellungen verloren, weil er zu besessen von den Zuckermenschen ist. Er verbringt den größten Teil seiner freien Zeit mit der Erforschung der Zuckermenschen.

Und er hat Sarah geheiratet, statt Stacy, seine Jugendliebe, weil Sarah ebenfalls an die Zuckermenschen glaubte. Er mochte Sarah eigentlich nicht sonderlich, aber er dachte, er würde glücklicher mit jemandem, der seine Besessenheit teilt. Erst nach der Hochzeit erfuhr er, dass sie eine zwanghafte Lügnerin war und dass die Begegnungen mit Zuckermenschen, von denen sie ihm erzählt hatte, nichts als Hirngespinnste waren. Ohne diese Besessenheit hätte er Sarah nicht geheiratet und damit einen der größten Fehler seines Lebens unterlassen.

Sogar in dieses Viertel ist er nur gezogen – obwohl die Wohnung winzig und die Miete völlig überteuert ist –, weil es hier in der Gegend die meisten Zuckermenschen-Sichtungen im ganzen Land gegeben hat.

Franklin zieht die Pistole aus dem Mantel und versteckt sie zwischen der dreckigen Unterwäsche. Er weiß, seine Frauen rühren seine Unterwäsche niemals an. Dann nimmt er sein rechtes Ohr ab und drückt auf den kleinen gelben Knopf an der rechten Kopfseite. Sein Hinterkopf entfaltet sich wie eine Sonnenblume und legt sein öliges, angeschwollenes Gehirn frei.



Um die Zuckermenschen zu jagen hat er nicht nur auf sein Privatleben verzichtet, sondern auch auf sein natürliches menschliches Gehirn. Er hat es durch ein fortgeschrittenes künstliches Organ ersetzen lassen. Die Operation war so teuer, dass sie sein ganzes Erbe verschlang. Das Gehirn besteht aus künstlichem neuronalen Zellgewebe auf Silikonbasis und ist eine Art Hybride aus Gehirn und Computer. Dadurch hat er ein fotografisches Gedächtnis bekommen, die mathematischen Fähigkeiten einer Rechenmaschine, fortgeschrittene deduktive und strategisch-planerische Fähigkeiten und das Vermögen, zwanzigmal schneller zu denken oder zu lesen, als jemand zu sprechen vermag. Und er kann jedes Videospiel gewinnen, ohne ein einziges Leben zu verlieren. Meistens jedenfalls.

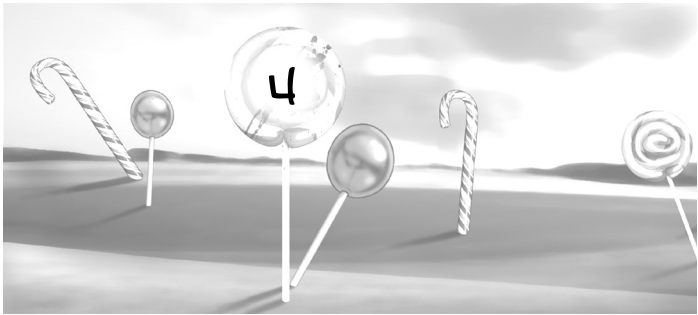
Obwohl er davon ausgegangen war, dass das Gehirn ein deutlicher Vorteil bei der Suche nach den Zuckermenschen sein würde, hat es ihm bisher nicht viel genützt. Seine Frauen waren mit der Operation einverstanden, weil sie dachten, sein neues Gehirn würde ihm einen hochbezahlten Job verschaffen, aber dem war nicht so. Seit vor ein paar Jahren die Nebenwirkungen bekannt wurden, stellen Firmen keine Menschen mit künstlichen Gehirnen mehr ein. Fast fünftausend Menschen unterzogen sich dieser Operation, bevor sich herausstellte, dass die Haltbarkeit der Gehirne nicht mit einem natürlichen Gehirn mithalten konnte. Sie neigten dazu, sich abzuschalten, aufzuhängen oder durchzubrennen, so wie viele Computer das nach ein paar Jahren machen. Viele Menschen, die sich operieren ließen, bekamen danach Gedächtnislücken – bei einigen fielen Sinne aus oder die Sinne vertauschten die Funktion, sodass sie dann sahen, was sie rochen oder ertasteten, was sie schmeckten. Einige fielen ins Koma und viele

verloren einfach ohne Vorwarnung den Verstand. Franklin ist bisher noch nichts davon passiert, aber die Ärzte haben ihn gewarnt, das sei nur eine Frage der Zeit. Er kann noch drei Tage, drei Jahre oder drei Jahrzehnte haben. Niemand weiß das genau. Sicher ist nur, dass es eines Tages passieren wird und dass es nichts gibt, was man dagegen tun kann.

Ein großer Teil von Franklins Gesichtshaut besteht aus Plastik. Man musste die Ohren, die Kopfhaut und die Stirn entfernen, sonst würde das Fleisch jedes Mal aufreißen, wenn er den Kopf öffnet, um das Gehirn abzukühlen.

Das ist eine Sache, die Franklin besonders an seinem künstlichen Gehirn gefällt ... dass er es auslüften kann. Sein Gehirn überhitzt sich ein- oder zweimal am Tag, manchmal auch drei- oder viermal, wenn er unter Stress steht. Sobald das passiert, muss er den Schädel öffnen und es ungefähr zehn Minuten abkühlen lassen. Sein Gehirn auszulüften ist unglaublich entspannend für Franklin. Es ist wie ein Cognac und eine gute Zigarre am Ende eines langen Tages.

Während sein Gehirn im kühlen Luftzug pulsiert, schließt Franklin die Augen, streichelt seine bonbonfarbene Katze und lauscht der kreischenden Musik aus den Kopfhörern, die für ihn so beruhigend wie weißes Rauschen geworden ist.



Franklin Pierce ist selbstständig. Er verdient seinen Lebensunterhalt damit, Tierbesitzern zu zeigen, wie man bei Hunden Erste Hilfe leistet und Wiederbelebungsmaßnahmen durchführt. Erstaunlicherweise verdient er gut damit. Die Menschen kümmern sich weit besser um ihre Haustiere, als man gemeinhin denkt.

Zuerst wollte er mit einem Ratgeber über Haustierpflege Geld verdienen. Er schrieb ein Buch mit dem Titel *Wie man seinem besten Freund das Leben rettet: Ein Selbsthilferatgeber für Haustiersanitäter*. In dem Buch wird erklärt, wie man sein Haustier vor dem Erstickten oder Ertrinken bewahrt und es bei Herzinfällen, starken Blutungen und ähnlichen Notfällen behandelt, die ein schnelles Eingreifen erfordern, um das Leben des Tieres zu retten. Er verkaufte eine Menge davon über Tierhandlungen und kleine Buchläden, stellte dabei aber fest, dass die Menschen eher daran interessiert sind, diese Dinge praktisch zu lernen, als in einem Buch darüber zu lesen. Also begann er, Unterricht zu geben. Zweimal im Monat veranstaltet er eine Gruppensitzung und Einzelunterricht gibt er fast täglich.

Heute gibt Franklin einer alten Dame mit einem großen, bössartigen Dobermann in den West Hills eine Privatstunde. Als er an der angegebenen Adresse eintrifft,

öffnet ihm eine missmutig dreinblickende, übergewichtige Frau die Tür. Ihre lila Haare sind mit einer roten Schleife zusammengebunden und sie trägt ein geblühtes Kleid.

»Ziehen Sie die Schuhe aus und lassen Sie das Lächeln«, sagt sie.

Sie erklärt, dass ihr Hund aggressiv wird, wenn er jemanden lächeln sieht.

Franklin folgt der Anweisung. Als er die Schuhe auszieht, hört er Crabcake vor der Tür miauen. Obwohl er sein Kätzchen überallhin mitnimmt, darf es nie mit in das Haus eines Kunden. Man weiß nie, wie das Haustier des Klienten auf Katzen reagiert, deswegen lässt er sie immer neben dem Briefkasten zurück.

»Da ist er«, sagt die alte Frau und zeigt ihm den Hund.

Beim Anblick des Hundes atmet Franklin pfeifend aus. Das Tier ist in jeder Hinsicht ein Spiegelbild der alten Frau. Es ist alt, übergewichtig und trägt ein geblühtes Kopftuch mit einer roten Schleife. Es hat sogar lila Haare.

Der Hund knurrt Franklin an. Wie üblich, wenn er nervös ist, steckt Franklin die Hände in die Manteltaschen. Normalerweise tut er das, um Crabcake zu streicheln, dessen leises Schnurren ihn beruhigt, aber diesmal sitzt kein Kätzchen in der Tasche. Dieses Mal hat er eine Pistole in der Tasche. Er tätschelt den Lauf der Waffe und bemerkt, dass auch das ihn beruhigt.



Franklin hatte nie daran gedacht, eine Waffe zu kaufen, obwohl er ja die Zuckermenschen jagt. Er wollte nichts weiter, als einen der Zuckermenschen zu filmen, um der

Welt zu beweisen, dass sie tatsächlich existieren. Er geht davon aus, dass das Militär sie zur Strecke bringen und ausrotten wird, sobald die Welt erst einmal akzeptiert, dass es sie gibt.

Es ist ihm dreimal gelungen, sie auf Film zu bannen. Die ersten beiden Male waren nicht sehr deutlich. Er hat sie aus der Entfernung aufgenommen, einer sicheren Distanz, aber da sahen sie nur aus wie grellbunt gekleidete Menschen. Selbst die Internet-Gemeinde der Zuckermenschenjäger glaubte nicht an die Echtheit der Aufnahmen. Bei einer war nicht einmal er sich sicher. Aber beim dritten Mal hat er einen von ihnen perfekt erwischt. Er war nur fünf oder sechs Meter weit weg, auf einem Balkon über der Kreatur, und es gelang ihm, mit dem Teleobjektiv eine perfekte Einstellung auf das Gesicht zu erwischen. Es war beinahe so, als stünde das Wesen ihm Modell, fast fünf Minuten lang. Die Aufnahme war brilliant. Besser als alles, was bisher jemandem gelungen war.

Franklin dachte, er habe gewonnen. Aber es wollte trotzdem niemand an die Echtheit des Filmes glauben. Die Polizisten lachten ihn nur aus. Die Nachrichtensender reagierten nicht auf seine Briefe oder Anrufe. Einige seiner Internetkontakte glaubten ihm, die meisten blieben jedoch skeptisch. Da wurde ihm klar, dass es nur auf eine Art möglich ist, die Existenz der Zuckermenschen zweifelsfrei zu beweisen: Er muss einen töten und die Leiche präsentieren. Deshalb hat er die Waffe gekauft.

Während er der alten Frau erklärt, wie sie in einem Notfall das Leben ihres übellaunigen Hundes retten kann, tätschelt Franklin die Pistole in seiner Tasche. Er stellt sich vor, wie es wohl sein wird, wenn er einen der Zuckermenschen erschießt, wenn die Kugel den Bonbonpanzer

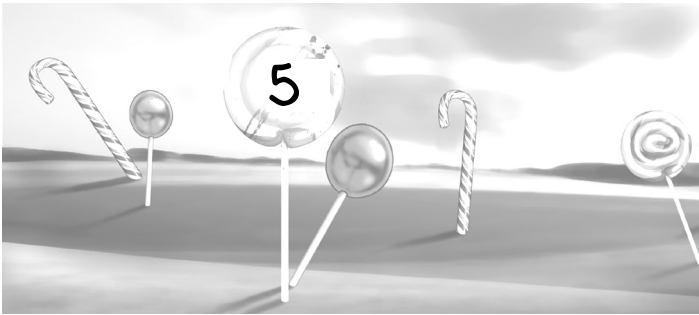
durchschlägt und die Eingeweide über den Bürgersteig spritzen. Er überlegt, ob es ausreicht, nur einen von ihnen zu töten, um den Tod von seinem kleinen Bruder und seinen Schwestern zu rächen. Ob das Militär wohl gegen sie vorgehen wird oder ob er sie alle selbst töten muss?

Der Dobermann knurrt, als Franklins Lippen sich zu einem breiten, böartigen Lächeln verziehen.



Als die Stunde vorbei ist und Franklin Crabcake wieder vom Rasen der alten Frau aufhebt, sieht er etwas aus dem Augenwinkel. Es ist etwas, das sich die Straße hinunter auf den kleinen öffentlichen Park zubewegt. Etwas mit bunten Farben, die im Sonnenlicht glitzern.

Als Franklin aufsieht, bemerkt er rosa Zuckerwattehaar, das hinter einem mit Rasen bewachsenen Hügel verschwindet. Und in der Luft liegt ein süßer Geruch, ein fruchtiger Geruch, wie die künstlichen Aromen eines Erdbeerlutschers. Es ist der gleiche Geruch, den er als Kind roch, als er damals dem Zuckermenschen begegnete, vor über zwanzig Jahren.



Als er zehn Jahre alt war, begegnete Franklin der Zuckerrfrau. Er war unterwegs mit seiner älteren Schwester Hillary, die zwölf war, seinem kleinen Bruder Andrew, der neun war, und dem Nesthäkchen Laura, die sieben war.

Er hatte gerade aufgehört, mit Andrew im Park Basketball zu spielen. Er mochte Basketball nicht, aber sein Bruder liebte das Spiel und er spielte am liebsten gegen Franklin, weil er dann immer gewann. Andrew mochte nur Spiele, bei denen es sicher war, dass er gewann.

Nach dem Spiel sagte Andrew: »Ich hab dich plattgemacht!«, wieder und wieder. *Plattgemacht* war Andrews Lieblingswort und er benutzte es, so oft er nur konnte.

»Ich hab dich scheiß-plattgemacht!«

»Ja, ja«, sagte Franklin.

»Keine schlimmen Wörter«, ermahnte Hillary.

»Ich hab nicht geflucht!«, empörte sich Andrew. »*Plattgemacht* ist kein schlimmes Wort.«

»Ich meinte *scheiß*.«

»Oh«, sagte Andrew.

Die vier kamen oft in den Park. Andrew kam in den Park, weil er gern Basketball spielte und auf die Bäume kletterte. Hillary kam in den Park, weil sie gern auf die Bäume kletterte und darauf achten musste, dass niemand in Schwierigkeiten geriet. Laura kam in den Park, weil sie

gern in Schwierigkeiten geriet und da Giftpilze finden konnte. Franklin ging in den Park, weil seine Eltern es nicht mochten, wenn er im Haus blieb und den ganzen Tag Bilder malte und Bücher las.

Franklin wäre lieber zu Hause geblieben, statt in den Park zu gehen, aber es war ihm auch nicht vollkommen zuwider. Er verbrachte gern Zeit mit Laura, die ihm von seinen Geschwistern die Liebste war. Sie war zwar erst sieben, aber sie fürchtete sich vor nichts, und sie war schlau und mitreißend. Niemand konnte sie daran hindern, das zu tun, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte, nicht einmal Hillary. Sie war all das, was Franklin nicht war. Er beneidete sie.

Während Andrew und Hillary davonliefen, um auf einen großen Baum mitten im Park zu klettern, blieb Franklin bei Laura, um Giftpilze zu sammeln. Sie begeisterte sich für die Pilze, weil die sie an Feen erinnerten.

»Was ist mir dem hier?«, fragte Franklin und deutete auf einen Pilz, der unter einer Bank wuchs.

»Näh«, sagte Laura, »der ist zu profan.«

»Profan?«

»Der ist langweilig und gewöhnlich. Ich will nur solche, die besonders sind.«

Franklin deutete auf einen anderen Pilz.

»Was ist mit dem? Der sieht aus wie eine Schildkröte.«

»Näh. Der ist hässlich und hat die falsche Form. Nur hässliche Feen würden sich auf so einen Pilz setzen. Ich suche nach schönen Pilzen, auf die sich auch schöne Feen setzen würden.«

Laura wollte die Pilze, die sie gesammelt hatte, in einen Topf pflanzen und den auf die Fensterbank stellen, in der Hoffnung, dass eine Fee kommen und sich daraufsetzen würde. Dann würde sie die Fee fangen, sie in einen Käfig sperren und als Haustier behalten. Es war Lauras



größter Wunsch, eine Fee als Haustier zu haben. Der Rest der Familie fand das ziemlich merkwürdig, aber Franklin fand das ganz schön cool.

Laura und Franklin waren die beiden Merkwürdigen in der Familie. Immer wenn Laura etwas Merkwürdiges sagte, lachten ihre Eltern. Wenn Franklin etwas Merkwürdiges sagte, wurden sie wütend. Franklin schloss daraus, dass es in Ordnung ist, wenn man merkwürdig ist, solange jeder einen mag.

Als Franklin einen hellblauen Pilz mit rosa Punkten fand, wusste er, dass das genau das war, wonach Laura suchte.

»Was ist mit dem hier? Der ist perfekt.«

Aber Laura achtete gar nicht darauf. Ihre Aufmerksamkeit war von etwas anderem gefangen genommen. Etwas viel Interessanterem.

»Was ist?«, fragte Franklin, als sie ihm nicht antwortete.

Er roch die Süße von Erdbeerlutschern in der Luft. Dann sah er, worauf Laura starrte. Eine kreisbunte, wie ein Clown geschminkte Frau schritt über den Rasen auf sie zu.



Es war eine Frau aus Zuckerguss. Sie trug keine Kleidung, aber ihre Haut war mit einer Schicht aus Bonbonmasse überzogen. Statt Haar hatte sie rosa Zuckerwatte, weiße Weichkaramellhaut mit zimtenen Wangen, wulstige Weingummlippen, eine Nase aus einer Maraschinokirsche, rot-weiß gestreifte Beine wie Zuckerstangen, Schultern aus Schokolade, blaue Hände, die aussahen, als seien sie mit engelblauer Kaugummieiscreme überzogen, lange Karamellbonbonfingernägel und weiche Schaumzucker-

brüste mit Hartgummipastillen als Brustwarzen. In der einen Hand hielt sie eine Peitsche aus Lakritze, in der anderen einen großen weißen Sack. Das Einzige an ihr, was nicht aus Zuckerwerk bestand, waren ihre Augen, aber die hatten die rosa Farbe eines Erdbeermilchshakes.

»Wauu, ist die schön!«, rief Laura. »Ich wette, die hat Süßigkeiten in dem Sack.«

Damit rannte Laura auf die Zuckerfrau zu.

Franklin wusste instinktiv, dass mit der Frau etwas nicht stimmte. Er erkannte es an der Art, wie sie ihn mit diesen rosa Schlangenaugen anfunktete und wie sie die harten Bonbonfingernägel zu Klauen verkrümmte. Doch obwohl er die Gefahr spürte, fühlte er sich unwiderstehlich zu der Frau hingezogen. Der süße Duft in der Luft war betörend. Er umschmeichelte seinen Verstand mit einer beruhigenden Glückseligkeit, die all seine Ängste und Sorgen verblassen ließ. Es zog ihn zu der himmlischen Süße der Frau hin.

Franklin sah, dass auch Andrew und Hillary der Zauber der Frau erfasst hatte. Sie waren von ihrem Baum heruntergeklettert und schwankten wie betrunkene Zombies auf sie zu. Sie waren sogar noch näher an sie herangekommen als Laura und schienen erheblich benommener.

Andrew erreichte die Frau als Erster. Er sagte Hallo zu ihr und bat sie um Süßigkeiten. Sie sagte nichts. Sie ergriff ihn bei der Schulter und zog ihn zu sich heran, damit er an ihrem Lutscherbauch lecken konnte. Als er die Augen schloss und die Zunge ausstreckte, packten ihre Krallenhände zu. Da erst bemerkte Franklin ihre Zähne. So süß und verlockend ihr Äußeres war, so böse und schrecklich war sie von innen. Sie hatte die Zunge einer Schlange und ihre Zähne waren rasiermesser-scharf.

Die Frau schlug die Zähne in Andrews Hals und zerfetzte seine Kehle.

Jetzt fiel der Bann von Franklin ab. Er kreischte, als er sah, wie die Frau Stücke aus seinem kleinen Bruder herausriss und dabei den Kopf hin und her schleuderte wie ein Hai, der ein Stück aus einem Seehund gebissen hat. Dabei gab sie quietschende, gurgelnde Geräusche von sich. Jetzt erkannte Franklin, dass er es eher mit einem böartigen Tier als mit einem menschlichen Wesen zu tun hatte.

Andrews Blut spritzte Hillary ins Gesicht. Sie zuckte zusammen und wischte sich das Blut aus den Augen. Erst als sie die Hände wieder vom Gesicht nahm, wurde ihr klar, wo sie war und was hier passierte. Sie schrie auf, drehte sich um und wollte wegrennen, aber sie kam nicht weit. Die Frau schlug mit der Peitsche nach ihr und die Schnur wickelte sich um Hillarys Kehle. Dann zog die Frau am Griff der Peitsche wie an einer Angelrute, und Hillarys Hals machte ein lautes, knackendes Geräusch. Sie fiel reglos zu Boden.

Franklin wollte weglaufen, aber Laura kam nicht hinter ihm her. Sie war immer noch wie betäubt. Obwohl sie gerade mit angesehen hatte, wie ihr Bruder und ihre Schwester von der Zuckerfrau umgebracht worden waren, zog der Geruch sie weiterhin zu ihr hin. Franklin versuchte, sie am Arm wegzuzerren, aber Laura wehrte sich mit Händen und Füßen. Er versuchte sie hochzuheben, aber sie trat ihm mit aller Kraft in den Bauch. Er ohrfeigte sie, aber sie schien es gar nicht zu bemerken.

Die Frau ließ Andrew fallen und kam auf sie zu. Sie bleckte die Zähne und Blut tropfte an ihrem weißen Zuckerkinn herunter. Franklin zerrte verzweifelt an Laura, aber sie rührte sich nicht von der Stelle.

Als die Frau bis auf Armeslänge herangekommen war,

hatte er keine andere Wahl mehr. Er ließ seine Schwester los und rannte um sein Leben. Nach ein paar Metern drehte er sich um. Er sah, wie seine Schwester die Frau umarmte, als wäre sie ihre Mama, mit einem breiten Lächeln im Gesicht. Sie gab keinen Ton von sich, als die Frau sich in ihren Bauch verbiss. Es war, als sei Laura so betäubt, dass sie gar nichts mehr spürte. Die Zuckerfrau kniete über ihr, über und über mit Blut bespritzt, zerrte Lauras Eingeweide heraus und stopfte sie sich in den Mund. Bevor sie starb, drehte Laura den Kopf und sah Franklin an. Sie hatte noch immer dieses selige Lächeln auf dem Gesicht, als sei dies der schönste Tag in ihrem Leben.

Dieses Bild brannte sich in Franklins Erinnerung ein. Das ist das Bild, das er jeden Abend sieht, wenn er zu Bett geht, und jeden Morgen, wenn er aufsteht. Er sieht seine kleine Schwester, die ihn anlächelt, während ein Wesen aus Zuckerwerk neben ihr hockt und ihre Eingeweide verspeist.

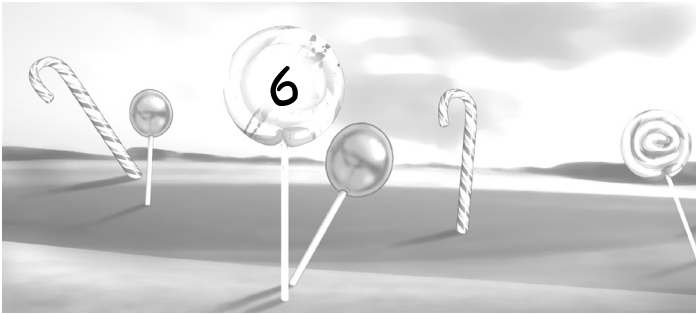
Die Frau verfolgte Franklin nicht. Nachdem sie gefressen hatte und Laura sich nicht mehr rührte, sammelte sie die Überreste ihrer Opfer ein und stopfte sie in ihren großen weißen Sack. Den warf sie sich dann über die Schulter und ging davon.

Seine Eltern verziehen Franklin nie, dass er die Begegnung überlebt hatte, genauso wenig, wie er sich selbst. Er versuchte, allen Menschen von den Zuckermenschen zu erzählen, aber alle dachten, ein so schreckliches Erlebnis habe bei ihm zu Wahnvorstellungen geführt.



Vor dem Haus der alten Frau streichelt Franklin die Pistole in seiner Tasche und starrt zum Park am Ende der Straße hinüber. Wegen dem süßlichen Geruch in der Luft ist er sich ziemlich sicher, dass es ein Zuckermensch war, der über die Anhöhe in den Park gegangen ist. Er muss jetzt nur noch hinterhergehen, die Waffe ziehen und das Wesen niederschießen. So einfach ist das. Dann ist die süße, kleine Laura gerächt.

Aber so sehr er es auch will, so sehr er es braucht, er kann sich nicht überwinden, dem Wesen zu folgen. Er zittert vor Erregung bei dem Gedanken an Rache, aber er läuft nicht hinterher. Er zögert, sucht nach Ausflüchten, sagt sich, dass er sich den Zuckermenschen nur eingebildet hat. Dann atmet er pfeifend aus. Er nimmt die Hand von der Waffe und streichelt stattdessen sein Kätzchen und drückt es fest an seine Brust.



Den Rest des Tages hasst sich Franklin dafür, dass ihm der Mut gefehlt hat, dem Zuckermenschen in den Park zu folgen. In einem der Brauhäuser in der Altstadt trinkt er ein paar belgische Bier. Er geht nur einmal im Monat ins Brauhaus, weil er sich das nicht öfter leisten kann und weil er die Wirkung des Alkohols wegen seines künstlichen Gehirns auch nur sehr eingeschränkt genießen kann.

Er trinkt ein Tripel, streichelt Crabcake in der Tasche seines roten Anzugs und überlegt, wie viele Kinder sterben werden, weil er dieses Wesen weiterleben ließ. Er weiß nicht, warum er gezögert hat. Es war die perfekte Gelegenheit. Er besaß die Waffe und es war kaum jemand in der Nähe, weil es ein ganz normaler Werktag war. Wenn es hoch kommt, sichtet er zwei- oder dreimal im Jahr einen der Zuckermenschen. Es können Jahre vergehen, bevor er wieder einem begegnet. Andererseits war das jetzt schon der zweite in gerade mal einem Monat. Er überlegt, ob die jetzt wohl häufiger auf die Jagd gehen. Vielleicht werden sie hungriger oder vielleicht werden es einfach nur mehr.

Nachdem er sein Bier ausgetrunken hat, bestellt er bei dem Barkeeper mit der Weihnachtsmann-Tätowierung noch ein Klosterbräu vom Fass.

»Tut mir leid, Kumpel«, sagt der Mann und schüttelt den Kopf. »Ist alle.«

»Das Klosterbräu?«, fragt Franklin. »Nein, ist es nicht.«

»Das Fass ist leer.«

»Da sind immer noch ungefähr 3,46 Liter im Fass.«

Der Barkeeper schüttelt das Fass. Bier plätschert im Innern, aber er schüttelt weiter den Kopf. »Nein, das ist leer.«

»Hören Sie mal«, sagt Franklin, nimmt den apfelroten Hut vom Kopf und legt ihn auf die Theke. »Ich erkenne am Geräusch des Bieres beim Zapfen, wie viel noch in dem Fass ist. Ich weiß, dass Sie wissen, dass da noch Bier in dem Fass ist, und Sie wollen es mir aus irgendeinem Grund nur nicht geben. Wahrscheinlich ist es der Rest dieser Charge. Das ist wirklich gutes Bier. Ich vermute, Sie wollen diesen Rest für sich selbst haben.«

»So ist das nicht«, sagt der Barkeeper. »Sie hatten nur schon zu viel.«

»Aber das waren doch erst drei Bier.«

»Aber jedes davon hatte über acht Prozent Alkohol.«

»Aber drei Glas Wein in einem Restaurant sind auch nicht zu viel und Rotwein hat meistens dreizehn oder vierzehn Prozent Alkohol.«

Der Barkeeper kneift die Augen zusammen und sieht ihn unwillig an.

»Sehen Sie, ich will nur noch ein Bier. Dann haben Sie noch 3,02 Liter Bier für sich. Das ist immer noch eine Menge Bier.«

»Ja, aber ...«

»Sie haben vielleicht bemerkt, dass ich gesagt habe, 3,02 Liter und nicht 2,96 Liter. Wenn Sie normale halbe Liter zapfen würden, dann wären nur noch 2,96 Liter übrig, aber Sie haben keines der Biere hier bis zum

Eichstrich vollgezapft, also haben Sie die Leute immer um 60 Milliliter Bier pro Glas betrogen. Das ist mir egal. Ich beschwere mich nicht gern. Aber wenn Sie mir schon kein volles Glas von dem Fass da geben wollen, dann möchte ich wenigstens die 180 Milliliter Bier, für die ich bereits bezahlt habe.«

Der Barkeeper schüttelt angewidert den Kopf, als sei Franklin der unerfreulichste Kunde, den er die ganze Woche gehabt hatte.

»Na gut«, sagt er und zapft ihm ein Bier aus dem Fass.

Als er das Bier bekommt, stellt er fest, dass 180 Milliliter zu wenig im Glas sind, trotzdem kassiert der Barkeeper für ein volles Glas und wendet sich dann hastig einem anderen Kunden zu, bevor Franklin sich weiter beschweren kann.



Auf dem Heimweg trifft Franklin wieder Troy. Diesmal ist der Junge allein.

»Hey, Schwuli. Wo zum Teufel warst du? Ich habe schon den ganzen Tag auf dich gewartet.«

Franklin beachtet ihn nicht und geht weiter.

»Ich brauche etwas Geld«, sagt Troy. »Jetzt sofort.«

»Tut mir leid, ich bin pleite«, erwidert Franklin.

»Sofort!«

»Ich sagte doch, dass ich kein Geld habe.«

»Ich rate dir, doch noch Geld zu haben. Du weißt, was sonst passiert.«

Franklin fragt sich, ob der Junge weiß, dass er lügt.

»Hör zu, Junge. Ich habe alles in der Kneipe ausgegeben.«



»Du musst noch etwas Geld haben. Gib mir einfach alles, was du noch hast.«

Franklin bleibt stehen und wendet sich zu dem Jungen.  
»Wofür brauchst du das eigentlich?«

»Jimmy hat morgen Geburtstag. Ich will ihm diesen Transformer schenken, den er sich gewünscht hat. Von unseren Eltern bekommt er einen Dreck.«

»Er ist dein kleiner Bruder?«

»Ja. Ich kümmerge mich um ihn.«

Franklin starrt ihn einen Moment an, dann nickt er langsam.

»Gut. Ich gebe dir, was ich habe, aber das ist nicht viel.«

»Ich will alles«, sagt der Junge.

Franklin gibt ihm sieben Dollar und etwas Kleingeld.

Troy nimmt das Geld und läuft davon. Dann dreht er sich um und sagt: »Danke, Schwuli.«

Als der Junge sich wieder umdreht, hört Franklin ihn noch sagen: »Was für ein Hirni.«

Franklin steht ein paar Minuten auf der Straße und überlegt, ob er gerade hereingelegt wurde. Selbst mit seinem teuren Computergehirn kann er nicht mal mit einem Elfjährigen mithalten.



Zu Hause warten Sarah und Susan auf ihn. Da ist auch noch ein anderer Kerl und sitzt auf dem Sofa. Vielleicht ist das der Typ von gestern Nacht, möglicherweise auch jemand anderes. Die ganze Wohnung ist ein Schlachtfeld. Es riecht nach Rauch und Pisse. Franklin vermutet, dass sie Crystal Speed genommen haben. Sie verwüsten immer die Wohnung, wenn sie auf Speed sind.

»Was ist passiert?«, will er wissen.

Er bemerkt, dass sein selbstgebautes Kabuff zerstört ist. Ein Teil ist rußgeschwärzt, als hätten sie es angezündet und das Feuer dann ausgepist. Damit würde sich auch der Geruch im Raum erklären.

»Wir haben eine Entscheidung gefällt«, sagt Susan.

»Wir wollen, dass du ausziehst.«

»Ja«, bekräftigt Sarah.

»Was habt ihr mit meinem Büro gemacht?«, will Franklin wissen, während er in den pissefeuchten Sperrholzplatten in der Ecke des Zimmers wühlt.

»Wir haben es verbrannt«, erklärt Sarah kichernd.

»Wir haben alle deine Sachen verbrannt.«

»Ihr habt meine Kleidung verbrannt? Und mein Laptop?«

»Wir wollen dich hier nicht mehr«, sagt Susan. »Du bist ein Versager.«

»Das ist meine Wohnung. Mein Name steht auf dem Mietvertrag.«

»Das ist uns egal«, sagt Susan. »David ist gerade aus seiner Wohnung rausgeflogen, also zieht er hier ein. Wir drei haben beschlossen, dass du gehen musst.«

»Und was glaubt ihr, wer dann eure Miete bezahlt? Wenn ihr glaubt, dass ich das tue, dann seid ihr noch dämlicher, als ich dachte.«

»David wird die zahlen«, sagt Sarah. »Er hat einen Haufen Geld.«

Franklin sieht sich den Kerl auf der Couch an. Er ist erheblich jünger als sie alle, mit langen schwarzen schmierigen Haaren, einem schütterten Bart und einigen selbstgemachten Tätowierungen. Er sieht aus wie eine Kreuzung aus einem Hippie und einem mexikanischen Kleinkriminellen.

»Und wovon lebt er? Vertickt er Drogen?«

»Er verdient mehr als du«, sagt Sarah.

»Warum besorgt er euch dann nicht eine bessere Wohnung? Ich bin aus einem bestimmten Grund hierher gezogen. Ich bleibe. Wenn du mit deinem Liebhaber zusammenziehen willst, such dir ein anderes Liebesnest.«

»Wenn du nicht sofort verschwindest, lassen wir dich von David rauswerfen«, sagt Susan.

»Wenn du nicht sofort verschwindest, rufe ich die Polizei wegen deinem Dealer-Freund«, sagt Franklin.

»Was sagst du da?«, tönt eine tiefe Stimme von der Couch.

David erhebt sich und baut sich vor Franklin auf. »Hast du gesagt, du willst mir die Polizei auf den Hals hetzen?« Er hebt Franklins roten Stock vom Boden auf. Es ist Franklins einziges Besitztum, das die drogeninduzierte Zerstörungswut seiner Frauen überstanden hat. Franklin hofft, dass der Kerl nicht merkt, dass sich in dem Stock eine Stichwaffe befindet.

Franklin streichelt die Pistole in seiner Tasche. »Ich werde nicht gehen.«

»Doch, wirst du«, brummt David.

Sarah jubelt triumphierend auf, als David mit dem roten Stock wie mit einem Baseballschläger nach Franklins Kopf ausholt. Aber dank seiner verbesserten Augen-Hand-Koordination kann Franklin sich ducken und einen Treffer mitten in Davids Gesicht landen. Obwohl der Schlag Franklins Hand weit mehr schmerzt als David, wird der junge Drogendealer stocksauer.

»Du verdammter Scheißkerl«, kreischt Sarah Franklin an.

»Was zum Teufel sollte das?«, will Susan wissen.

Franklin versteht nicht, warum die auf ihn wütend sind, wo er sich doch nur verteidigt hat.

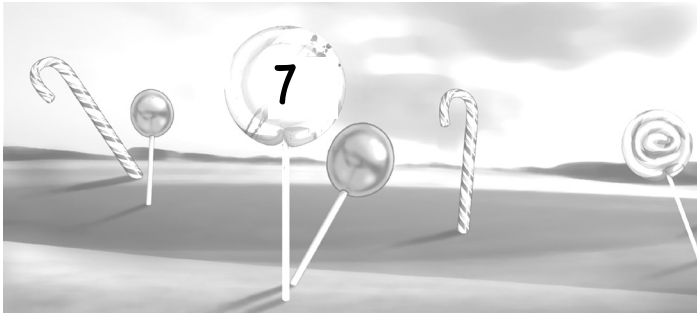
David holt wieder mit dem Stock aus und Franklin

weicht ihm erneut aus. Franklin versucht nicht noch einmal, ihn zu schlagen, weil seine Hand noch von dem ersten Boxhieb schmerzt. Dann greifen die beiden Frauen in den Kampf ein. Sie trommeln mit den Fäusten auf seinen roten Anzug ein und treten ihm gegen die Schienbeine.

Franklin steckt eine Hand in die Tasche seines Sakkos, um Crabcake zu schützen, und greift mit der zweiten nach der Pistole in der anderen Tasche.

Aber noch bevor er die Waffe ziehen kann, landet Susan einen Treffer auf seinen Kopf, direkt auf die Schläfe. Sein rechtes Ohr springt ab. Er bemerkt nicht, dass sie zufällig den Knopf unter dem Ohr getroffen hat, bis er spürt, wie sich sein Schädel öffnet.

Als Franklin die Hand aus der Tasche zieht, um sein künstliches Ohr aufzuheben, sieht er Davids Schatten hinter sich, der mit aller Kraft mit dem Stock nach ihm ausholt. Der Stock knallt auf sein freigelegtes Gehirn und alles um ihn herum färbt sich schwarz.



Franklin erwacht in einer dunklen Gasse ein paar Blocks von seiner Wohnung entfernt. Er fühlt sich benommen. Er tastet mit der Hand nach seinem Kopf und stellt fest, dass sein Schädel immer noch offen steht. Er tastet vorsichtig mit der Fingerspitze nach dem Gehirn. In den Gehirnwindungen stecken Zigarettenstummel und Dreckpartikel. Außerdem ist es von einer Flüssigkeit überzogen, die nicht da sein sollte. Er reibt etwas von der Flüssigkeit auf seinen Finger und riecht daran. Es ist menschlicher Urin.

»Was zum ...«, ruft er aus. »Haben die mir ins Gehirn gepisst?«

Er krümmt sich vor Schmerzen zusammen, als er versucht, sich den Urin und den Dreck vom Gehirn zu wischen, aber jedes Mal, wenn er es berührt, wird ihm schwarz vor Augen und er sieht doppelt. Er reinigt die Gehirnwindungen so gut es geht, dann drückt er auf den Knopf, der seinen Schädel schließt. Aber sein Schädel schließt sich nicht.

Als er an der Einfassung entlangtastet, stellt er fest, dass der Mechanismus klemmt. Der Metallrahmen ist an zwei Stellen verbogen. Eine der Streben hängt lose in der Angel. Er benötigt eine neue Operation, um das zu reparieren. Bis dahin muss er mit offenem Schädel leben.

Er hat noch immer die Pistole, die sich seitlich in seinen Bauch drückt. Sein Stockdegen liegt neben ihm auf dem Boden. Überall am Körper schmerzt es. Seine Frauen haben ihn offenbar mit dem Stock verprügelt, als er bewusstlos auf der Straße lag. Ihm fehlt der Hut und sein rechtes Ohr. Auch sein Schirm ist weg. Und sein Kätzchen – Crabcake sitzt nicht in seiner Tasche.

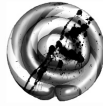
Er schaut sich nach seiner Katze um, aber die ist nirgends zu sehen. Das macht ihm Sorgen. Crabcake ist vierundzwanzig Stunden am Tag bei ihm. Sie weicht nie auch nur für eine Minute von seiner Seite. Selbst wenn er tagelang hier bewusstlos auf der Straße gelegen hätte, wäre sie nicht freiwillig von seiner Seite gewichen.

»Sie haben sie mir weggenommen«, sagt Franklin.

Er richtet sich auf. Er weiß, Crabcake ist nur deshalb nicht bei ihm, weil seine Frauen sie behalten oder ihr etwas angetan haben.

Franklin kommt aus der Gasse hervor und hält in der einen Hand die Pistole in seiner Tasche, in der anderen den Stockdegen, bereit, jederzeit die Klinge zu ziehen. Es ist ihm egal, dass seine Frauen ihn aus seiner Wohnung geworfen haben. Es ist ihm egal, dass sie seine Sachen verbrannt haben. Es ist ihm egal, dass sie ihn zusammengeschlagen und die Scharniere seiner Schädeldecke zerbrochen haben. Es ist ihm sogar egal, dass sie ihm ins Gehirn gepisst haben. Aber falls sie seiner Katze etwas angetan haben, wird er sie ohne zu zögern umbringen.

Er überlegt, dass Jake, der Mann, der ihm die Pistole verkauft hat, vielleicht doch recht gehabt hat. Vielleicht würde er seine Frau mit der Pistole erschießen. Das war eigentlich nicht seine Absicht gewesen, aber im Augenblick ist er in der Stimmung, jemanden umzubringen.



Als er vor seiner Haustür ankommt, hört Franklin einen Schrei. Den Schrei eines Kindes. Er bleibt stehen und sieht sich um. Die Straße ist leer. Wieder ein Schrei. Diesmal ein lauter Hilfeschrei. Franklin dreht sich noch an der Tür um und folgt dem Schrei.

In dem Parkhaus um die Ecke sieht er, wie ein kleiner Junge bei lebendigem Leib von einem Mann aus Zucker- masse gefressen wird. Der Mann hat hervortretende spiralförmige Lutscheraugen und langes schwarzes Lakritze- haar, das aussieht wie Dreadlocks. Er trägt einen braunen Schokoladen-Anzug mit Geleebohnen als Knöpfen. Der Kerl hat dem Kind den Brustkorb aufgerissen und nagt an den Rippen. Der Junge ruft um Hilfe, während der Mann ihn bei lebendigem Leib verspeist. Der Junge hätte Franklin über die Schulter des Monstrums hinweg sehen müssen, wären die Augen nicht bereits aus seinem Schädel geschlürft worden.

Immer noch benebelt durch die Beschädigung seines künstlichen Gehirns denkt Franklin nicht klar genug, um Angst zu haben. Er zieht die Pistole aus der Tasche und richtet sie auf den Zuckermenschen. Er denkt an das, was ihm der Waffenhändler über den Bonbonpanzer gesagt hat, stolpert näher an den Mann heran und richtet die Waffe auf dessen Kopf. Dann drückt er dreimal ab. Obwohl er kaum vier Meter von ihm entfernt ist, trifft er nicht den Schädel des Wesens. Eine der Kugeln pfeift über den Kopf hinweg. Eine streift die weiche Schulter aus Karamell. Aber die dritte trifft die Kreatur in die Seite und durchschlägt die braune Colabonbonschicht.

Das Wesen kreischt auf und springt weg von dem Jungen. Es sieht Franklin. Die Lutscheraugäpfel starren ihn spiralig an. Noch bevor Franklin erneut feuern kann, dreht sich die Kreatur um und flieht. Sie bewegt sich mit der Geschwindigkeit einer Katze, springt über die Brüstung des Parkhauses und rennt über die Straße davon.



Franklin entscheidet sich, dass er besser dem Jungen hilft, als die Kreatur zu verfolgen. Der Junge ist schwer verletzt. Er weint und spuckt dabei Blut. Sein Brustkorb ist offen. Franklin kann sehen, wie das Herz hektisch unter den Rippen pulsiert.

»Keine Angst.« Franklin kniet nieder und nimmt die Hand des Jungen. »Ich hole Hilfe.«

Der Junge hört auf zu weinen und starrt Franklin mit seinen leeren Augenhöhlen an.

»Wie spät ist es?«

Franklin versteht nicht, warum der Junge die Uhrzeit wissen will, aber er sieht auf seine Uhr. »Es ist kurz nach Mitternacht.«

Der Junge lächelt.

»Dann habe ich jetzt Geburtstag.«

Da erkennt Franklin den Jungen. Es ist Jimmy. Der kleine Junge, der gestern Crabcake streicheln wollte. Der nette Junge.

»Deswegen bin ich zu dem Colamann hingegangen. Ich dachte, der hätte ein Geschenk für mich, weil ich doch Geburtstag habe.«

Der Junge scheint keine Schmerzen mehr zu haben. Franklin hofft, dass das nur am Schock liegt.



»Troy hat versprochen, dass ich dieses Jahr ein Geschenk bekomme. Er wollte mir nicht sagen von wem. Ich hatte gehofft, das würde von einem Zauberer oder einem Löwenbändiger oder so kommen. Darum dachte ich, dass es vielleicht der Colamann ist. Ich wusste nicht, dass er böse ist.«

Franklin begreift, dass Jimmy nicht einfach nur unter Schock steht. Der Junge spürt keinen Schmerz mehr, weil er im Sterben liegt.

»Jimmy, derjenige, der dir das Geschenk gekauft hat, war dein Bruder Troy. Er hat mir gestern Abend gesagt, er würde dir einen Transformer kaufen. Den, den du dir gewünscht hast.«

Die roten Löcher in dem Schädel strahlen vor Freude auf, als wären immer noch Augen in ihnen.

»Wirklich?«

»Ja«, sagt Franklin. »Aber sage ihm nicht, dass ich dir das verraten habe. Er wird böse auf mich sein, weil ich die Überraschung verdorben habe.«

»Ich kann es kaum noch abwarten.«

Jimmy seufzt glücklich auf, aber das ist sein letzter Atemzug.

Franklin wendet die Augen von dem toten Jungen ab und sieht eine Blutspur, die in die Richtung führt, in die der Zuckermann geflohen ist.



Als Franklin das Parkhaus verlassen will, die Hände mit Jimmys Blut besudelt, stößt er mit Troy zusammen. Der Junge sieht das Blut an Franklins Händen. Dann erkennt er den zerfetzten Körper seines kleinen Bruders in der

leeren Parkbucht hinter ihm. Er zählt zwei und zwei zusammen und fängt an zu schreien.

Franklin versucht ihn zu beruhigen, aber der Junge schreit nur noch lauter. Er schreit nach seiner Mama und seinem Papa, als wären die gleich um die Ecke. Franklin versucht, dem Jungen den Mund zuzuhalten, aber der reißt sich los und brüllt nach der Polizei.